

Meine Gemeinden: Emmauskirche Leipzig-Sellerhausen (1976-1988)

Vom Dorf in die Großstadt

Abgesehen von fünf Jahren Studium in Leipzig, hatte ich immer auf dem Dorf gelebt. So begann ich meinen Dienst in Sellerhausen mit Spannung und mit etwas Angst, ob ich der Aufgabe gewachsen sein würde. Nach meinem Vorstellungsgottesdienst fragte mich Dr. Nuschke, ob ich in dieser Art auf dem Dorf gepredigt habe, und ich fasste das nicht als Kompliment auf. Der Umzug im Oktober war eine mittlere Katastrophe: Unser Pfarrhaus hatte sich in den Jahren gut gefüllt, in Schuppen, Keller und Dachboden war ja viel Platz. Ich hatte Dienst bis zuletzt und wenig Zeit zum Packen. Als der Möbelwagen voll war, standen immer noch viele Dinge herum, die mit sollten. Also fuhr Tage später noch ein kleines Möbelauto hinterher.

Die Emmausgemeinde hatte lange Zeit gehabt, die Pfarrwohnung zu renovieren, aber als wir angekommen waren, gab es in der Küche noch kein Gas und im Badezimmer kein Wasser. Zum Glück fand ich einen alten Mann, der Klempner gewesen war und noch verschiedene Ersatzteile hatte. Die neue Wohnung war geräumig. Von einem langen Flur gingen die Räume ab: Auf der einen Seite das Arbeitszimmer, das Esszimmer, das Wohnzimmer und das Zimmer der Mädchen, auf der anderen die Küche, Martins Zimmer, ein Gästezimmer und das Schlafzimmer. Am Ende des Flurs war das Bad mit WC, der Engpass, vor allem, wenn Besuch da war.

Die Kinder genossen ihr eigenes Zimmer, wir unser eigenes Schlafzimmer. Aber an den Lärm der Hauptstraße mit Straßenbahn und an die ständig verschmutzten Fenster gewöhnten wir uns schwer. Täglich waren drei Kachelöfen, der Küchenherd und der Badeofen mit Kohle zu heizen. Während des Winters haben unsere Kinder die Wohnung wenig verlassen, viel gelesen, gespielt und sich langsam in der Gemeinde und in der Stadt eingelebt. Siglinde war nun nicht mehr die Frau Pfarrer, zu der die Leute kamen, die ihren Mann vertrat, wenn er nicht da war, die viele Aufgaben in der Gemeinde übernahm, die Handwerker beköstigte und den Altar schmückte. Sie war einfach Frau Koenitz. In der Gemeinde gab es (fast) nichts für sie zu tun, das war einerseits eine Entlastung, aber sie musste sich in ihre neue Rolle erst hineinfinden. Später hat sie die Gemeindegewerkschaft in der Krankenpflege unterstützt, danach ein paar Stunden im Pfarramt gearbeitet.

Als das Frühjahr kam, vermisste sie am meisten ihren Garten. Den zur Wohnung gehörigen Teil im Hofgarten hatten sich in der langen Vakanzzeit andere Mieter angeeignet, und wir wollten keinen Streit. Im folgenden Frühjahr haben wir dann auf einem verwilderten Garagengrundstück ein Stück Land urbar gemacht. Später bekamen wir einen Schrebergarten geschenkt. Aber das ist noch eine andere Geschichte.

Warum hatte sich kein Pfarrer für die Emmausgemeinde gefunden bzw. seine Bewerbung wieder zurückgezogen? Die Gemeinde war doch gut aufgestellt. Mein Vorgänger war tüchtig gewesen, hatte aber die Gemeinde plötzlich verlassen. Pfarrer Böttger, der schon während meiner Studienzeit dort Pfarrer war und den ich sehr schätzte, hatte die Pfarramtsleitung nicht übernommen. Er war müde geworden und sehnte den Ruhestand herbei. Er zog danach in die BRD zum Sohn und brach den Kontakt zur Emmausgemeinde vollständig ab. Der Gehörlosenpfarrer Weithaas war teilbeschäftigt in der Gemeinde. In Kantor Günter Hurtig, Gemeindegewerkschaft Gertraud Thieme und Gemeindegewerkschaft Diakonisse Anneliese Krause arbeitete ich mit außerordentlich tüchtigen Leuten zusammen. Ich musste lernen, sie als Team zu leiten, ihre Stärken zu fördern und ihre Streitigkeiten zu schlichten. Frau Thieme legte großen Wert auf Elternarbeit und Familiengottesdienste, leitete einen Mütterkreis und sorgte in allen Bereichen der Gemeinde für Ordnung. Herr Hurtig leitete neben seiner soliden musikalischen Arbeit zusammen mit seiner Frau einen Ehepaarkreis und war als gelernter Tischler bei allen Renovierungen und Reparaturen gefragt. Bedeutend war auch die von Dr. Nuschke aufgebaute Helferschaft. Schwester Anneliese war trotz gesundheitlicher Probleme unermüdlich bei den Kranken unterwegs und leitete den Großmütterchenkreis.

Notwendige Entscheidungen

Nicht nur für meine Familie, auch für mich war das Ankommen schwer. Ich bat den Jugendwart Gottfried Hänisch, den ich seit der Studienzeit verehrte, um Rat. Er hatte wenig Zeit für mich und sagte: „Im ersten Jahr alles laufen lassen, zusehen und abwarten. Danach neu überlegen.“ Aber ich konnte nicht abwarten, viele Probleme verlangten eine schnelle Entscheidung. Im Kirchenvorstand rumorte es. Der Vorsitzende Dr. Nuschke, Dozent im Theologischen Seminar, dominierte das Gremium, das nach der Geschäftsordnung der Landessynode arbeitete, und die Sitzungen gingen bis Mitternacht, was schwer erträglich war für die, die früh wieder auf Arbeit mussten. Schweren Herzens entschloss ich mich, die Wahl zum Vorsitzenden anzunehmen. Eine unerwartete Dynamik kam in dieses Gremium, eine Bereitschaft zur Mitarbeit, auch neue Wege zu gehen, und eine Einmütigkeit, die über viele Jahre blieb. Dr. Nuschke zog sich zurück, aber ohne Groll.

Die wöchentliche Mitarbeiterbesprechung verlegte ich von Montag auf Dienstag, um nicht den Sonntag mit der Vorbereitung zu belasten. Frau Böttger hatte verbittert gesagt, sie hätten in all den Jahren keinen Sonntag gehabt, weil ihr korrekter Mann sich vorbereiten musste. Ich beschloss: Der Sonntagnachmittag muss der Familie gehören, und der Montag soll nach Möglichkeit von festen Terminen freigehalten werden. Oft genug kamen Leute, Telefonate oder dringende Arbeiten dazwischen. Ohne Siglindes Verständnis hätte ich nicht so arbeiten können, wie ich es tat.

Im November war ich mit Siglinde in den Ehepaarkreis eingeladen. Mit viel Herzklopfen fragte ich, wer bereit sei, ein Krippenspiel mit aufzuführen. Überraschend kamen die Zusagen, und es wurde ein eindruckliches Krippenspiel, erstmals von Erwachsenen gespielt. Diese Erfahrung wiederholte sich in der Folgezeit oft: Die mühsame Suche nach Mitarbeitenden wurde mit einer Zusage belohnt. Eine andere Erfahrung gehört auch hierher. Im Advent kam ein Ehepaar, Verkündigungengel und König, und sagten, sie könnten nicht spielen, sie würden sich trennen. In vielen Gesprächen fanden sie wieder einen gemeinsamen Weg – das Spiel war gerettet! Die Zuwendung zu den Menschen, die Zeit für ihre Probleme, die ich aufbrachte, war für den Gemeindeaufbau nicht verloren, diese Menschen setzten oft später ihre Zeit und Kraft für die Gemeinde ein.

Schwierig war es mit den Konfirmanden. Einige erklärten frei heraus, dass sie nicht an Gott glauben und Konfirmation nur wegen der Geschenke machen. Sie nahmen auch nicht am Gottesdienst teil. Konnte ich sie mit gutem Gewissen konfirmieren? Sollte ich die Wortführer ausschließen und nur die Vorsichtigen, die sich nicht negativ äußerten, zulassen? Nach einem Gespräch mit Kirchvorstehern entschied ich, alle zu konfirmieren. Ich gab die Verantwortung an sie zurück, ob sie ihren Festtag mit einer Lüge feiern wollten. Wenn aber später Jugendliche wegen ihrer Zweifel sich nicht konfirmieren lassen wollten, habe ich sie darin bestärkt, auch den Eltern gegenüber.

Bei der Planung für Ostern wurde mir gesagt, dass der Chor am Ostersonntag nicht singen könne. Es kämen auch weniger Leute zum Gottesdienst als an normalen Sonntagen, weil alle über Ostern verreist seien. „Aber Ostern ist doch zusammen mit Weihnachten das größte Fest der Christenheit! Wir müssen es so gestalten, dass die Gemeindeglieder da bleiben.“ Tatsächlich gewann das Fest von Jahr zu Jahr an Bedeutung. Am Gründonnerstag feierten wir ein Tischabendmahl, am Karfreitag den Gottesdienst und am Nachmittag die Feier der Sterbestunde Jesu. Der liturgischen Osternacht mit dem Anzünden der Kerzen und mit Taufen Erwachsener folgte das gemeinsame Frühstück und ein Spaziergang, und für 9.30 Uhr wurde zum Familiengottesdienst eingeladen, anschließend konnten die Kinder Osternester suchen. Am Ostermontag, der damals kein Feiertag mehr war, wurde abends ein Singegottesdienst gefeiert. Anders als zu Ostern verreiste die Gemeinde über Pfingsten. Indem

wir die Konfirmation auf Pfingsten legten, wurde auch dieser Tag festlich begangen. Außer dem Kirchenchor gab es ein Kammerorchester, einen Flötenkreis und eine Kurrende, in der bald auch unsere Kinder gern mitsangen. Aber es gab keinen Posaunenchor. Kantor Hurtig wollte ihn auch nicht leiten, als mit Herrn Regensburger, Roland Seidemann, Siglinde und mir ein Quartett beisammen war. So übernahm ich die Leitung, und Herr Hurtig blies auf der Posaune mit. In der Jungen Gemeinde und bei den Konfirmanden begleitete ich das Singen mit der Gitarre. Auch in anderen Gruppen war die Gitarre dabei, und im Gottesdienst sang ich auch manchmal ein Lied passend zur Predigt. Damals war es noch selten, dass ein Pfarrer Gitarre spielte, Kantoren noch seltener.

Frischer Wind durch Vikare

Bald kam mit Eckart Klabunde der erste Vikar in unsere Gemeinde. Vikare sind einerseits Diplomtheologen mit umfassendem theoretischen Wissen, andererseits Lehrlinge, die die verschiedenen Aufgaben eines Pfarrers kennenlernen und ausprobieren sollen. Ich war ihr „Lehrpfarrer“, der am Ende des halbjährigen Vikariats eine Beurteilung abzugeben hatte. Die Vikare und Vikarinnen waren eine große Bereicherung für die Gemeinde, besonders für die Kinder und Jugendlichen. Für mich waren sie Partner im Gespräch, Kritiker der kirchlichen Praxis und Quelle neuer Ideen. Die meisten waren anfangs sehr unsicher, aber gegen Ende der Zeit eine spürbare Hilfe. Entgegen der allgemeinen Praxis gab ich ihnen anspruchsvolle Aufgaben und schonte weder sie noch die Gemeinde. In meiner Dienstzeit habe ich zwanzig Vikare gehabt. Manche sind später sehr bekannt geworden als Superintendent, Studienleiter, Professor, Oberkirchenrat, Bischofskandidat. Mit manchen stehe ich jetzt noch in freundschaftlicher Verbindung.

Eckart Klabunde engagierte sich für die Konfirmanden. In dieser Zeit und besonders durch die Freizeiten wurde der Grundstock für die Junge Gemeinde gelegt. Sie nannten uns Koebunde und Klabnitz. Später besuchte ich ihn mit Konfirmanden in seiner ersten Gemeinde. Johannes Jenichen hatte schon als Student soziale Jugendarbeit gemacht. Er stellte den Kontakt zu den Jugendlichen her, die im Park neben der Kirche herumlungerten. Matthias Schubert, genannt „Fürst Bismark“, sang zur Gitarre das ganze Repertoire der Lieder von Reinhard May. Helene Mühlichen organisierte zu Ostern einen Pilgerweg der Jungen Gemeinde von Gründonnerstag bis Ostersonntag. Marion Veit, gelernte Krankenschwester, sprang ein, als Schwester Anneliese krank war. Wilfried Engemann, der spätere Professor in Wien, hielt schon damals tiefgründige Predigten. Gottfried Morgensterns Stärke war Liturgie und Meditation. Mit Jugendlichen sang er Taizé-Gesänge. Thomas Krieger brachte eine Rockband und ein großes Gemälde von Bernhard Heisig in die Kirche. Heiko Franke organisierte im Rahmen der Friedensdekade eine Spielzeug-Tauschaktion „Spiel Frieden, nicht Krieg!“, für die sich auch die Stasi sehr interessierte. Johannes Ulbricht baute eine Partnerschaft zur Jungen Gemeinde in Sommerfeld auf.

Für mich bedeutete der ständige Wechsel der Vikare ein geistig-geistliches Wechselbad. Gerade noch war ich einem nicht fromm genug, da kam der nächste, der kaum einen Choral kannte. Gerade noch musste ich meine Kirche gegen beißende Kritik verteidigen, da kam jemand, der mich als zu aufmüpfig und nicht korrekt genug empfand.

Wieder eine Baustelle: Gemeindezentrum Emmauskirche

Im Vergleich zu meiner gotischen Wallfahrtskirche in Burkhardswalde, empfand ich die Emmauskirche zunächst als eine der vielen um die Jahrhundertwende gebauten, stilistisch primitiven Kirchen, sozusagen Massenware des Kirchenbaus. Als solche hatte sie wohl auch das kirchliche Bauamt eingestuft. Von den vielen Leipziger Kirchen konnte längerfristig nur ein Teil erhalten werden, die Emmauskirche stand nicht auf dieser Liste und konnte deshalb nicht mit

größeren kirchlichen Bauzuschüssen rechnen. Die Gemeinde hatte trotzdem die Initiative zum Umbau ergriffen, weil sie kein Gemeindehaus besaß. Unter meinem tüchtigen Vorgänger waren im Innenraum Wände eingezogen oder versetzt worden, so dass ein größerer Gemeindesaal, ein Gesprächsraum, ein Pfarramt, eine Küche und zwei Toiletten entstanden waren. Die Kirche als Gemeindezentrum – das war gut konzipiert und gefiel mir. Anfangs ahnte ich weder, dass wir an dieser Kirche ständig zu bauen hatten, noch, dass ich mich für sie so stark begeistern würde.

Infolge des Umbaus war die Innensanierung dringend angesagt. Die Kirche war durch die dunkelbraunen Bänke und Emporen wie durch die Bleiglasfenster von Anfang an dunkel gehalten. Aber durch die Verschmutzung der Fenster wurde dieser düstere Eindruck verstärkt. Der Altarraum war nun fast so groß wie das Kirchenschiff, der Altar weit von der Gemeinde entfernt, die Kanzel überdimensioniert. Der junge Kirchenvorstand beschloss eine moderne Neugestaltung des Altarbereichs und beauftragte den Künstler Werner Juza, dafür Entwürfe anzufertigen. Die Kanzel und der steinerne Altar mit den trauernden Frauen am Kreuz sollten entfernt werden. Bei der Predigt und am Altar sollte der Pfarrer der Gemeinde nahe sein, bei Gebet und Abendmahl sollte er den Menschen nicht den Rücken zukehren. Diese Pläne unterstützte ich gegen den Widerstand des Denkmalamtes und vor allem älterer Gemeindeglieder. Das Für und Wider wurde heftig diskutiert, die Gemeinde war tief gespalten. Mit dem Abriss der Kanzel durch Kantor Hurtig wurden Fakten geschaffen.

Der Kunsthistoriker Walter Hertzsch konnte den Kirchenvorstand überzeugen, dass die Innengestaltung der Kirche eine stilistische Einheit sei und sich jede Veränderung einfügen müsse. Mit dem Kompromiss, die Altarrückwand mit dem Kreuz als Blickpunkt stehen zu lassen und aus Teilen der Kanzel den Altar zu bauen, der nahe an die Gemeinde herangerückt wurde, wurde eine Lösung gefunden, die alle akzeptierten, sogar das Denkmalamt.

Der Chef des volkseigenen Baubetriebes rüstete den Innenraum der Kirche ein – vorbei an allen staatlichen Zuweisungen und Genehmigungen. Ich fragte mich damals, was er damit für sich persönlich riskierte. Zwei Restauratoren der kirchlichen Baubrigade führten die Malerarbeiten durch, immer unterstützt von Gemeindegliedern. Diese laugten auch die Bänke und alle Holzteile an den Emporen und der Orgel mit Salmiakgeist ab (eine Sträflingsarbeit), um das naturfarbene Holz anschließend mit einer selbst hergestellten Lasur aus Firnis, Quark, Eiern und Hirschhornsalz zu überziehen. Ebenso wurden die Bleiglasfenster von außen und innen mit einer Säure gereinigt. Ein halbes Jahr lang war die Kirche für Gottesdienste nicht nutzbar. Wer es nicht miterlebt hat, kann sich nicht vorstellen, wie viele Junge und Alte mitgewirkt, sich abgeplagt, aber auch sich begeistert haben. Siglinde und andere sorgten für die Verpflegung in den Pausen, in denen es oft sehr fröhlich zuzuging. Auch durch den Bau wuchsen diese Menschen zu einer festen Gemeinschaft zusammen. Die Wiedereinweihung war ein großes Fest für die Gemeinde und den Stadtteil.

Manche Gemeindeglieder mussten „freiwillige Aufbaustunden“ in ihren Betrieben nachweisen. Ich meldete deshalb die Kirchenrenovierung beim Nationalen Aufbauwerk an. Wir erhielten schließlich die Medaille „Schöner unsere Städte und Gemeinden“ und 100 Mark Prämie.

Die Arbeiten an der Kirche gingen auch danach weiter. Bergsteiger besserten die Turmkuppel aus. Die ausgewaschenen Fugen des Ziegelmauerwerks mussten dringend verfugt werden. Kantor Hurtig baute schmale Fugenkellen und spezielle Trichter für den Mörtel. Stück für Stück wurden in Feierabendarbeit Gerüste gestellt und Fugen ausgebessert. Auf abenteuerliche Weise kamen wir zu einem neuen Heizkessel, nachdem der alte nicht mehr geflickt werden konnte. Ein Schornstein, der zwei Meter über das Dach ragte, war porös und schief und drohte auf das Dach zu stürzen. Bei Herbststurm habe ich mit dem Hausmeister die Betonkrone abgetragen. Sorgen und Ängste, Gebete und harte Arbeit gehören zur Baugeschichte, die so anders war als heutige Renovierungen, bei denen die Geldbeschaffung und die Vergabe der Arbeiten an Firmen die Hauptprobleme sind. Vieles haben wir damals als Wunder empfunden.

Familien, Jugend und Kinder

Ein Schwerpunkt der Gemeinde waren die Familien. Kantor Hurtig, Pfarrer Kunze und wir hatten jeweils drei Kinder, ebenso viele Kinder kamen aus Familien der Kirchvorsteher zusammen. Das war schon ein Grundstock für die Christenlehre, den Kindergottesdienst, die Kurrende und später für die Junge Gemeinde. Freizeiten wurden gemeinsam vorbereitet und geleitet. Es gab jedes Jahr einen Gemeindeausflug und einen Kinderbibeltag. Sowohl die Eltern als auch die Kinder feierten zusammen Fasching. Höhepunkte waren die Familienfreizeiten, die ebenso regelmäßig stattfanden wie die Kinder-, Konfirmanden- und Jugendfreizeiten. Das gemeinsame Leben und Feiern, Bibellesen und Beten, Singen, Spielen und Musizieren war so wichtig für die Kinder und Jugendlichen, die in ihren Schulen und Häusern als Christen allein standen und manchmal auch bedrängt oder ausgelacht wurden.

Mein Vorgänger und Frau Thieme hatten sich dafür eingesetzt, dass Kinder am Abendmahl teilnehmen durften. Sella-Hausen war unter Auflagen eine „Erprobungsgemeinde“. Ich merkte schnell, wie sinnvoll diese Neuregelung war und wie bewusst die Kinder das Abendmahl empfingen, allen voran die, die als Kurrende sowieso zur Liturgie am Altar standen. Später konnte ich erleben, dass viele Jugendliche gern zum Abendmahl gingen.

An jedem Sonntag gingen die Kinder während des Gottesdienstes ins Turmzimmer zum Kindergottesdienst. Diesen leitete ein Team von Eltern, an dem auch Siglinde beteiligt war. Familiengottesdienste wurden sehr gut besucht und fanden sechsmal im Jahr statt. Drei Wochen vorher musste ich oder mein Kollege Martin Kunze in der Dienstbesprechung einen Entwurf vorlegen. Dieser wurde gebilligt oder verworfen, umgeändert und konkretisiert, dann wurden die Aufgaben verteilt. Jede Woche wurden Details zur Werbung und Gestaltung geklärt, und hinterher fand eine kritische Auswertung statt. Fast etwas zu viel Aufwand, aber gelohnt hat es sich. Viel Freude machte die Junge Gemeinde, die im Turm ihren Raum hatte und immer aktiver und selbständiger wurde. Wir trafen uns zum Gebet mit Taizégesängen. Eine Gemeinde-Band wurde gegründet, ein zweiter Jugendabend ohne Pfarrer, die „Teestunde“, eingeführt. Freunde kamen mit und ließen sich taufen.

Am Heiligen Abend gab es zwei Krippenspiele, eines mit Kindern am Nachmittag, und eines mit der Jungen Gemeinde am zeitigen Abend. Drei Spiele habe ich selbst geschrieben. Eine Entdeckung war das Schattenspiel. Wir konnten hinter einer riesigen Leinwand spielen, die von allen Plätzen aus gesehen wurde, und die Texte über Verstärker sprechen, so dass alles verstanden wurde. Einmal entwickelten wir in der Jungen Gemeinde selbst ein Spiel unter dem Titel „Wer glaubt, wird selig?!“ Wir ließen Maria und Josef auf dem Hauptbahnhof in Leipzig ankommen und verlegten die Weihnachtsgeschichte in unsere Zeit. Und immer prallten Glaube und Unglaube aufeinander, was Reiner Kröttsch als „Vorhang“ mit einem Taschentuch kommentierte. 30 Jugendliche waren als biblische Gestalten, als Gläubige und Ungläubige, oder als Techniker beteiligt. In einem anderen Spiel hatte Maria ihr eigenes Baby dabei, und parallel zur biblischen Geschichte wurde die Geschichte der Studentin Marion erzählt, die ihrem Kind den Namen Jesus gegeben hatte. Alle zwei Jahre wurde der Advent mit einem Gemeindefest eingeleitet, vormittags Familiengottesdienst, nachmittags Gemeindefest mit Basar, Singen, Skatch, Versteigerung, Kaffee und Kuchen. Da kamen auch Leute, die sonst keine Kirche betreten, und auch der Erlös des Festes war beachtlich.

Diakonische Gemeinde

Alle Arbeit der Gemeinde ist Dienst am Menschen, Diakonie. Besonders sichtbar wird Diakonie daran, was die Gemeinde für alte, kranke und behinderte Menschen tut, wie sie sie einbezieht in ihr Gemeindeleben. Vom Dienst der Gemeindegewerkin habe ich schon geschrieben. Sie half nicht nur medizinisch und seelsorgerlich, sondern auch praktisch bei Umzügen, Reparaturen, Haushalt-

Auflösungen, indem sie Hilfen aus der Gemeinde vermittelte. Ein Beispiel waren die Kohlenträger. Konfirmanden, Jugendliche und Erwachsene hatten ihre Kohlen-Oma, der sie im Winter die Kohlen aus dem Keller hochschleppten. Durch die Schwester erfuhren die Pfarrer, wenn ein Krankenbesuch nötig war. Oft war sie überlastet, da übernahm Siglinde einige leichte Pflegefälle. Der kaputte Rücken zwang Schwester Anneliese, ihren Dienst in Sellerhausen zu beenden. Das war ein großer Verlust, aber Schwester Magdalene und Schwester Christina führten ihre Arbeit weiter. Ein entscheidender Impuls für die Gemeinédiakonie kam von Frau Hertzsch. Sie hatte ein Gelübde getan, als ihre Kinder noch klein waren und sie mit Krebs im Krankenhaus lag: „Wenn ich gesund werde und meine Töchter groß sind, will ich Kranke pflegen.“ Sie war gesund geworden, ihre Töchter waren herangewachsen, nun wollte sie ihr Versprechen einlösen. Aber sie hatte Rückenprobleme und war für Krankenpflege nicht geeignet. Ich sagte ihr, sie solle kranke, alte und einsame Menschen in der Gemeinde besuchen und einen Besuchsdienst aufbauen. Mit ihrer mütterlichen und fürsorglichen Art sei sie dafür begabt. Von nun an besuchte sie unermüdlich Menschen, fuhr in Krankenhäuser und Pflegeheime, schrieb Geburtstagskarten und Briefe an Kranke. Nachdem wir sie geringfügig beschäftigt im Pfarramt angestellt hatten, führte sie eine Besuchskartei und leitete den Besuchsdienst. Sie lud ein und organisierte vier Altennachmittage im Advent und im Sommer, dazu einen umfangreichen Fahrdienst. Alle, die zu diesen festlichen Veranstaltungen nicht kommen konnten, wurden am Sonntag nach Weihnachten besucht. Das war unser „Diakonischer Gottesdienst“. Mit einer kurzen Andacht wurden die Gemeindeglieder ausgesendet und überbrachten die Grüße der Gemeinde, sogar in Heime außerhalb der Stadt. Im Advent besuchten Gruppen von Kindern und Jugendlichen Kranke und Alte in der Gemeinde. Sie sangen einige Weihnachtslieder und überbrachten ein kleines, teils selbst gebasteltes, Geschenk. Diese Begegnungen waren auch für die Besucher eindrucklich. Im ersten Jahr hatte ich mit Konfirmanden oft vor verschlossenen Türen gestanden, weil die Leute verzogen oder gestorben waren. Aufgrund der Besuchskartei kam das später kaum noch vor. Die Gemeinédiakonie wurde auch durch junge Leute unterstützt, die bei uns ein Diakonisches Jahr absolvierten. Für unsere Gemeinde waren sie eine große Hilfe. Die Alten und Kranken liebten sie. In die Junge Gemeinde brachten sie sich ein, und sie selbst hatten den größten Gewinn, indem sie in diesem Jahr über sich hinauswuchsen und ihre Lebensperspektiven fanden.

Liebenswerte Partner

Immer steht eine Gemeinde in der Gefahr, sich um sich selbst zu drehen. Man ist mit den eigenen Problemen so beschäftigt, dass man nicht mehr „über den Tellerrand“ blickt. Ein gutes Mittel dagegen sind Partnerschaften.

Über verwandtschaftliche Beziehungen entstand der Kontakt zur Kirchgemeinde Olbersdorf in der Oberlausitz. Wir durften dort unsere Konfirmandenfreizeiten durchführen. Wir tagten im Gemeindehaus, die jungen Leute wohnten bei Leuten im Ort. Und wir genossen die herrliche Winterlandschaft. Als für den Braunkohlentagebau die Kirche abgerissen werden musste, half eine Jugendgruppe eine Woche lang, das Holz aus der Kirche zu bergen, das beim Neubau Verwendung finden würde. In dem neuen Gemeindezentrum konnten unsere Konfirmanden sogar schlafen.

Das Albert-Schweitzer-Haus in Reudnitz war ein Pflegeheim der Diakonie, in dem auch ehemalige Sellerhäuser einen Platz fanden. Wir besuchten sie, sangen und bliesen Posaune und gestalteten auch einmal einen Gottesdienst zum Erntedank. Dabei merkten wir den extremen Personalmangel. Gemeindeglieder halfen an Wochenenden aus. Wolfgang Redlich leistete dort ein „diakonisches Jahr“, indem er neben seinem Beruf jedes zweite Wochenende dort arbeitete. Über dieses Jahr hat er einen interessanten Bericht verfasst.

Durch eine Vakanzvertretung entstand der Kontakt zur Dorfgemeinde Sommerfeld. Besonders die Jungen Gemeinden liebten die gegenseitigen Besuche.

Die Emmausgemeinde hatte drei Partnergemeinden „im Westen“: Estebürgge im Alten Land, eine Osnabrücker Gemeinde und die Gemeinde in Hannover-Herrenhausen. Als Messe Gäste konnten die Kirchenvertreter im Frühjahr und Herbst nach Leipzig kommen und brachten den „Duft der weiten Welt“ in unsere abgeschirmte DDR. Da kamen auch handfeste Hilfen mit: Kleidung, Kaffee, Seife, Filzstifte, Kupferblech, Kathedralglas.... Besonders entwickelte sich die Partnerschaft zu Hannover, die lange geruht hatte. Eines Tages reiste die Kirchvorsteherin Anna von Campe an, kam, sah und siegte. Auch sie war einerseits die gute „Westtante“, aber vor allem begeisterte sie sich so sehr an der Emmausgemeinde, in der alles besser war als in ihrer eigenen. Sie reiste nach Hannover zurück mit der Botschaft: Fahrt nach Leipzig, dort findet ihr die ideale Christengemeinde, und lernt von ihr. Und die Leute aus Herrenhausen kamen in Scharen, Kirchvorsteher, Gemeindeglieder, Pfarrer, Jugendliche und Familien, schließlich der Kantor mit dem Kirchenchor. Sie merkten wohl, dass bei uns auch nur mit Wasser gekocht wurde, aber der Austausch auf Augenhöhe, gemeinsame Gottesdienste, Konzerte und Bibelstunden war für alle motivierend und bereichernd.

Die ungewöhnlichste Partnerschaft aber war die mit der Malgruppe der Neinstedter Anstalten. Mein Freund Otfried Heinze arbeitete in Neinstedt und leitete eine Freizeitgruppe von geistig behinderten Jugendlichen, die Bilder zu biblischen Geschichten malten. Wir luden sie nach Leipzig ein. Dabei entstand die Idee einer gemeinsamen Freizeit. Leipziger Jugendliche sollten nicht als Betreuer, sondern als Partner der geistig Behinderten eine Woche lang mit ihnen leben. Diese Freizeit in Rathen in der Sächsischen Schweiz wurde nach Anfangsschwierigkeiten ein umwerfendes Erlebnis für alle und der Beginn einer 25jährigen Partnerschaft mit gegenseitigen Besuchen, gemeinsamen Freizeiten und familiären Kontakten. Als ich von Sellerhausen wegging, führte Martin Kunze die Partnerschaft weiter. Die Emmauskirche ist mit Bildern der Neinstedter geschmückt. Viel später wurde Inklusion ein Schlagwort, wir haben sie damals erprobt. In meinen Erinnerungen an Otfried Heinze habe ich ausführlich über diese Partnerschaft geschrieben.

Beim Geld hört die Freundschaft auf? Das Gemeindeopfer

Die Kirchensteuer war schon immer ein Grund (oder Anlass) für Menschen, aus der Kirche auszutreten. In der DDR war die Sache besonders kompliziert, weil zwar kirchlicherseits der Anspruch einer Steuer beibehalten wurde, die Kirche aber weder Kenntnis des Einkommens der Leute hatte noch die Möglichkeit, die Steuer zwangsweise einzutreiben. So wurden jährlich Steuerbescheide verschickt, aber viele reagierten einfach nicht darauf. Obwohl die Zahlung Pflicht war, blieben die Nichtzahler Kirchenglieder, ihnen wurden nur gewisse Rechte abgesprochen, z. B. auf Trauung oder christliche Bestattung.

Auch in Sellerhausen waren die Hälfte der Getauften „Ruhensfälle“. Kirchvorsteher besuchten Leute, die mehrere Jahre Zahlungsrückstände hatten, Kompromisse wurden ausgehandelt. Das war frustrierend. Auf einem Rüsttag wurde einmütig das „Gemeindeopfer“ beschlossen, die freiwillige Zahlung eines Beitrags, dessen Höhe man selbst bestimmen konnte. Dem Landeskirchenamt wurde die Genehmigung zu diesem Experiment abgerungen. Auch sonst gab es überall Widerstand und Skepsis. Würde es einen Einbruch bei den Finanzen geben? Würden die Leute, die Gemeindeopfer geben, dafür bei den Kollekten sparen? Weil wir keine Untergrenze festgesetzt hatten: Wo bleibt die Gerechtigkeit, wenn die einen viel geben, die anderen beschämend wenig?

Es würde hier zu weit führen, ausführlich über das Gemeindeopfer zu schreiben. Es wurde ein über alle Erwartungen hinausgehender Erfolg. Wir konnten Menschen in der Kirche halten, die sonst ausgetreten wären. Den Leuten wurde bewusst, dass sie selbst Verantwortung dafür tragen, ob und wie die Kirche arbeitsfähig ist. Die Einnahmen der Gemeinde stiegen auf das Doppelte. Vor allem: Es gab viele Gespräche, und in denen ging es nicht nur um das Geld.

Seit der Wende wird die Kirchensteuer wieder vom Staat eingezogen. Das Gemeindeopfer besteht als zusätzliches Kirchgeld weiter.

Wer gehört zur Kirche?

Die Definition schien lange klar: Wer getauft ist, Kirchensteuer bezahlt und nicht vorm Standesamt ausgetreten ist. Jetzt häuften sich aber die Fragen: Wer jahrelang nichts bezahlt und keine Kirche mehr betreten hat, gehört der noch dazu? Andererseits: Wer regelmäßig die Gottesdienste oder eine kirchliche Gruppe besucht, aber nicht getauft ist, gehört er dazu oder nicht?

Es gab immer mehr Sympathisanten der Kirche aus unterschiedlichsten Gründen. Den einen war die Kirche als städtebauliches Zentrum von Sellerhausen wert, dafür zu spenden. Andere besuchten Kirchenkonzerte oder sangen selbst mit. Jugendliche wurden von Freunden geworben und fühlten sich in der Gruppe heimisch. Wieder andere unterstützten die Diakonie, weil sie Hilfe erfahren hatten. Auch als einzige nicht staatskonforme Institution hatte die Kirche Sympathien und wurde mehr und mehr zum Dach für regimekritische Gruppen. Leute, die die Ausreise aus der DDR beantragt hatten, fanden in der Kirche Gemeinschaft.

Wir haben diesen verschiedenen Menschen immer mehr Aufmerksamkeit gewidmet und darüber nachgedacht, ihnen einen Status zu geben, etwa einen Freundeskreis zu bilden oder eine Fördermitgliedschaft zu ermöglichen. Diese Überlegungen sind während meiner Zeit in Sellerhausen nicht zum Ziel gekommen. Sie sind aber immer noch aktuell, wie die vielen Kirchbauvereine zeigen, die teilweise sogar von Nichtkirchengliedern geleitet werden.

Kirche – offen für alle?

Vor der Nikolaikirche stand das viel beachtete Schild „Offen für alle“. Offene Kirche wollten auch wir sein, zunächst buchstäblich so, dass die Kirchtüren möglichst oft offen sein sollten.

Im Sommerhalbjahr stand das Hauptportal von 17-18 Uhr offen. Die Eingangshalle war mit Fotos und Informationen interessant gestaltet. Orgelmusik lockte auch Fremde an. Im Dezember gab es die „Offene Kirche im Advent“ mit Angeboten wie Basteln, Singen, Gespräch bei Kaffee und Gebäck. Es kamen keine Massen. Aber es war ein Signal in der Öffentlichkeit: Kirche ist keine geschlossene Gesellschaft.

Offen wollten wir aber auch für die Menschen mit ihren Problemen sein, für Zweifler, Suchende, Alkoholiker und entlassene Straftäter sollten in der Gemeinde Annahme erfahren. Spannend war der Umgang mit „Ausreisewilligen“. Sie hatten überwiegend keiner Kirche angehört, waren teilweise Mitglied in Parteien und Organisationen gewesen, ihre Kinder waren selbstverständlich Pioniere gewesen. Nun hatten sie damit gebrochen und suchten Anschluss an die Kirche. Und wir nahmen sie auf, während wir Gemeindegliedern predigten: „Wer glaubt, flieht nicht.“ (und sie zum Bleiben in der DDR ermutigten). Manche stellten wir als Hausmeister ein. (Für diese schlecht bezahlte Arbeit waren kaum Leute zu finden.)

Offenes Pfarrhaus

Mit der Zeit wurden unsere Kinder Großstadtkinder. Sie lernten, sich in der Schule zu behaupten, denn sie waren meist die einzigen „Nicht-Pioniere“. Ingrid litt darunter, Außenseiter zu sein und manchmal benachteiligt, Martin und Renate nahmen es eher gelassen. Martin verbrachte viel Zeit mit seinen beiden Freunden. Die Mädchen brachten ihre Freundin Silke mit in die Wohnung, die sich später taufen ließ, Siglinde wurde Patin. Martin lernte Trompete, Renate Klavier. Alle drei sangen in der Kurrende. Ingrid hätte gern mehr Sport gemacht, aber die Umstände waren schwierig. Auf Freizeiten gab es unvergessliche Erlebnisse, die Gemeinde war wie eine Oase, Kontakte zu nichtchristlichen Kindern waren eher selten. Besondere Ereignisse waren die Besucher aus dem Westen: Onkel Gero, die Oma und andere Verwandte, Leute aus der Partnergemeinde, Messe-Besucher. Sie brachten außer Obst und Süßigkeiten vor allem getragene Kleidung mit. Obwohl unsere Kinder in der Schule mehr zu den Ärmeren gehörten, wurden sie doch wegen ihrer

schicken West-Klamotten benediet.

Wir hatten aber nicht nur Gäste aus dem Westen. Regelmäßig kam Tante Gerburg mit ihren drei Kindern zu uns, und wir erwiderten die Besuche, indem wir in Olbersdorf Urlaub machten. Es kamen Freunde und Verwandte, wir hatten ja das Gästezimmer. Eine Schülerin aus Bulgarien war wochenlang mit ihrer Mutter da, um ihr Deutsch zu verbessern. Eine bulgarische Musikerin nahm Orgelunterricht und übte täglich in unserer Kirche. Eine befreundete Pariser Deutschlehrerin kam mit Schülern, die in Familien der Gemeinde einquartiert wurden.

Es gab auch andere „Gäste“, die nicht nach Tagen oder Wochen wieder abreisten. Der Alkoholiker Peter Hoffmann, den ich getauft hatte und den ich in verschiedenen Gefängnissen besuchte. Ein psychisch kranker Freund, der allein stand und bei uns eine Familie fand. Der Alkoholiker Gasparik, der so glücklich war, als er „trocken“ war, und der uns vor allem nachts terrorisierte, nachdem er rückfällig geworden war. Die junge Frau, deren Mann sie und ihre beiden Kinder verlassen hatte. Sie alle fanden Platz an unserem Tisch und in Siglinde oder mir jemanden zum Reden. Die Zwillinge Hellmund kamen nach dem Tod ihrer Mutter zwei Jahre lang zu uns zum Mittagessen. Und schließlich bezog die geistig behinderte Ruth Engelmann nach dem Tod ihrer Mutter unser Gästezimmer für ein Jahr, bis ein Platz im Martinstift frei wurde. Alle diese Gäste mussten unsere Kinder ertragen. Diese haben ihr Leben auch bereichert, aber eine geschlossene Familie sind wir nur zeitweise gewesen.

Aus Kindern werden Leute

Unser schüchterner Martin wurde mit der Pubertät immer selbstbewusster. Weil er erkannt hatte, dass er als Pfarrerskind keine Chance hatte, die „erweiterte Oberschule“ zu besuchen, legte er keinen Wert mehr auf gute Zensuren. Er verweigerte die Teilnahme am „Wehrunterricht“, diskutierte scharfzünftig mit Lehrern und zog die Feindschaft des Direktors auf sich. Als Einziger seiner Klasse hatte er im Mai der 10. Klasse noch keine Lehrstelle. Durch Vermittlung eines Kirchvorstehers nahm ihn ein Feinmechanikermeister als Lehrling an. Bald nach Abschluss der Lehre sattelte er zum Buchhändler um.

Ingrid und Renate haben zwar ebenso Pioniere, Jugendweihe, FDJ und Wehrunterricht verweigert, aber sie passten sich mehr an, wichen Konfrontationen aus. Sie verließen die Schule nach der 10. Klasse mit sehr guten Zeugnissen und suchten ihren Beruf im kirchlichen Bereich. Ingrid lernte im Diakonissenhaus Dresden Paramentikerin (Weben, Spinnen, Färben, Sticken, Nähen für kirchliche Textilien), Renate machte in Bad Lausick die Ausbildung zur Kinderdiakonin (Kindergärtnerin). Während wir das Selbständigwerden der Kinder überwiegend mit Freude erlebten und uns allmählich auf ein Leben ohne Kinderbetreuung einstellten, zeigte sich, dass Siglinde wieder schwanger war. Angesichts ihres Alters und ihres Gesundheitszustandes rieten die Ärzte zum Schwangerschaftsabbruch und brachten uns in schwere Gewissensnot. Wir wollten Siglindes Gesundheit nicht leichtfertig aufs Spiel setzen, ebensowenig wollten wir leichtfertig das neue Leben töten. Siglindes Gynäkologe in Dresden machte uns Mut: Er könne uns die Entscheidung und das Risiko nicht abnehmen, aber aus ärztlicher Sicht sei die Geburt verantwortbar.

Die Schwangerschaft war nicht leicht. Aber als Lydia geboren war, war es ein großes Glück für uns. Und dieses Glück blieb durch alle die Jahre ihres Heranwachsens. Auch die großen Geschwister freuten sich über das Baby in der Familie und kümmerten sich lieb um ihre Schwester.

Die Jahre vor der friedlichen Revolution

In den achtziger Jahren stieg das Einkommen der Menschen, es gab Erleichterungen für Reisen in den Westen und auch der Kirche wurden erweiterte Spielräume für ihren Dienst gegeben. Aber gleichzeitig ging der Verfall von Häusern, Straßen und Fabriken unaufhaltsam weiter. Die Verschmutzung der Flüsse und der Luft überstieg jedes Maß. Der Glaube an den Sieg des

Sozialismus schwand mehr und mehr bis in die Kreise der Partei hinein. Gleichzeitig wurde die Ideologie weiter an Schulen und Universitäten eingepeitscht, die Militarisierung aller gesellschaftlichen Bereiche vorangetrieben und die Staatssicherheit zu einem Monster aufgestockt. Allmählich entstanden aus der allgemeinen Unzufriedenheit und dem nutzlosen „Gemecker“ der Leute Gruppen, die Aktionen wagten, die sie in Konfrontation mit dem Staat brachten. An ein paar Beispielen will ich zeigen, wie ich mich in dem Konfliktfeld Staat – Kirche verhalten habe. In meiner Stasi-Akte wird meine pazifistische Grundhaltung hervorgehoben. Ich werde nicht verdächtigt, dass diese nur ein Vorwand für eine staatsfeindliche Gesinnung ist. Aber ich werde unter Beobachtung gestellt, weil die Haltung, die ich offensiv vertrete, zu staatsfeindlichen Handlungen bei mir und anderen führen kann. Seit der Einführung der Friedensdekade 1980 haben wir uns in Sellerhausen jedes Jahr im November daran beteiligt. Unsere Jugendlichen trugen die Aufnäher „Schwerter zu Pflugscharen“, was in Schulen und Betrieben erhebliche Repressalien auslöste, aber gleichzeitig nichtchristliche Jugendliche bewog, Kontakt zur Jungen Gemeinde aufzunehmen. Ich selbst wurde von der Polizei mehrfach aufgefordert, den Aufnäher zu entfernen, konnte das aber zurückweisen mit dem Hinweis, dass ich Pfarrer sei und man möge mir das Verbot vorweisen. (Es gab kein schriftliches Verbot.) Ein Jahr später wurde ich, mit einer Konfirmandengruppe von einem Tagesausflug aus Tschechien kommend, von der Grenzpolizei in Zittau festgesetzt. Die Gruppe wartete auf dem Bahnhof; nach einer Stunde wurde ich freigelassen, nachdem ich den Aufnäher entfernt hatte. Auch zum Thema Pazifismus gehört die Aktion „Spiel Frieden – nicht Krieg“. Angeregt von Vikar Heiko Franke, wollten wir zusätzlich zum Friedensgebet etwas Konkretes machen. Wir baten die Gemeindeglieder, uns neues oder gebrauchtes Spielzeug zur Verfügung zu stellen und luden die Kinder der Umgebung ein, militärisches Spielzeug gegen „friedliches“ einzutauschen. Wir malten Plakate und hängten ein großes Bettlaken mit Teddy und Panzer über die Kirchentür. Die Stasi reagierte sofort. Der „Diensthabende“ rief bei mir an und verlangte die sofortige Entfernung. Ich verlangte ein schriftliches Verbot oder ein Gespräch mit dem Bürgermeister. Dann wurde das Landeskirchenamt in Dresden eingeschaltet. In der Verhandlung mit dem Stadtbezirk wurde schließlich gesagt, wir könnten die Aktion durchführen, das Bettlaken innerhalb der Kirche anbringen, aber als ungenehmigtes Plakat sei es verboten. Wir nahmen es daraufhin ab, aber es hatte genug Wirkung gezeigt. Die Umtausch-Aktion wurde ein voller Erfolg.

Das politische Mandat der Kirche

Dauerthema in jenen Jahren war, ob die Kirche gegenüber dem Staat nur ihre eigene Sache zu vertreten habe oder ob sie ein politisches Mandat für alle Ausgegrenzten und für eine grundlegende Änderung des Systems habe. Mit dem konziliaren Prozess für Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung verstärkte sich die kirchliche politische Aktivität. Aber die Meinungen der Pfarrer gingen dabei weit auseinander.

Mein Ziel war, das Evangelium zu verkünden, Menschen für den Glauben zu gewinnen und die Gemeinde aufzubauen. Das führte immer wieder zu Konflikten mit staatlichen Organen, zu Kritik und politischer Stellungnahme, wofür ich begrenzte Zeit und Kraft hatte. Mein Nachbar Christoph Wonneberger sah in der politischen Arbeit seine Kernaufgabe. Er hielt politische Predigten, sammelte Gruppen von Widerständlern, plante illegale Aktionen und veranstaltete in der Kirche Konzerte und Vorträge von Leuten, die Auftrittsverbot hatten. Für die Gemeindegliederarbeit blieb ihm wenig Zeit, und mit kirchlichen Vorgesetzten lag er ständig im Streit. Er hat großen Anteil am Gelingen der „friedlichen Revolution“.

Eine Anekdote macht es deutlich: Wonneberger waren im Kirchenblatt politische Sätze gestrichen worden. Er forderte die Brüder im Konvent auf, ein Protest gegen die Zensur zu beschließen und hatte dafür einen scharfen Text formuliert. Die Kollegen fanden, man müsse so etwas auch nicht unbedingt ins Kirchenblatt schreiben. Man wisse doch, wie allergisch die Behörden auf das Wort Zensur reagierten, und müsse den Löwen nicht reizen. Ich schlug vor, das Wort „Zensur“ durch die

offizielle Bezeichnung „Druckgenehmigung“ zu ersetzen und ansonsten den Protest zu beschließen. Das fand Zustimmung, aber jetzt zog Wonneberger seinen Antrag zurück. Wenn die Spitze abgebrochen sei, verzichte er auf die Unterstützung durch die Kollegen.

Redner auf der Delegiertenversammlung der CDU

Der Vorsitzende der CDU im Stadtbezirk, ein Musiklehrer, war Gemeindeglied. Er bat mich dringend, als Gast an der Jahresversammlung teilzunehmen. Ich sagte ihm, dass ich kein Freund der CDU bin, weil sie der SED hörig ist und nicht die Interessen der Christen vertritt. Er bestand auf seiner Einladung. Die Teilnahme eines Pfarrers werde die Position der CDU stärken. In der Pause nach seinem Referat sprach ich ihn an: Was haben Sie da geredet, das hätte genauso von der SED sein können. Er erwiderte: Das Referat ist wörtlich vom Kreisvorstand vorgegeben und darf nur durch persönliche Bemerkungen ergänzt werden. Dann wurde zu Wortmeldungen aufgefordert. Es kamen die vorbereiteten Beiträge. Ich meldete mich auch. Sinngemäß sagte ich: Wenn in unserem Staat neben der SED eine christliche Partei Sinn haben soll, hat sie drei Aufgaben: Gegenüber der atheistischen Staatsideologie den Wert des christlichen Glaubens aufzeigen, gemeinsam mit den Kirchen für Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung eintreten und Anwalt für alle sein, die wegen ihres Glauben benachteiligt werden. Einige klatschten, aber dann trat eine peinliche Stille ein. Es war die erste und letzte Einladung zur CDU in der DDR.

Regelmäßiger „Gast“ im Gefängnis

Eines Tages klingelte Peter Hoffmann an unserer Tür. Er kam aus dem Gefängnis, und Mitgefangene hatten ihm gesagt, beim Pfarrer bekämen Haftentlassene Geld. Dem ersten Gespräch folgten viele weitere, auch Einladungen zum Essen, in die Junge Gemeinde und zum Gottesdienst. Peter wollte getauft werden, zwei Jugendliche wurden seine „Paten“. Er wollte ein neues Leben anfangen. Ich wurde ihm ein Freund und er mir auch. Von dieser eigenartigen Freundschaft gäbe es viel Gutes zu berichten. Aber leider kam er vom Alkohol auf Dauer nicht los, und die kriminelle Vergangenheit holte ihn wieder ein. Zwei Jahre lang besuchte ich ihn im Gefängnis. Da er sonst keinen Menschen hatte, war ich seine Bezugsperson: Briefpartner, monatlich ein Päckchen und ein halbstündiger Besuch. Dabei wurde ich selbst in einem Raum eingeschlossen und musste warten, bis ein Beamter mich holte. Insgesamt ging ich durch 13 verschlossene Türen und nahm in einem Gesprächsraum mit vielen anderen an einem langen Tisch Platz. Dann wurden die Gefangenen hereingeführt und nahmen gegenüber Platz. Die erlaubten Mitbringsel übergab ich einem Beamten. Einmal wollte Peter mir illegal einen Brief übergeben. Aber der Aufsichtsbeamte hatte es gesehen. Es hatte für mich keine weiteren Folgen. Am Entlassungstag holte ich Peter am Gefängnistor in Naumburg ab.

Eines Abends kam er mit einem Bolzenschussgerät, das beim Schlachten verwendet wird. Er hatte es einem Jugendlichen abgenommen, der in einer Kneipe erklärte hatte, er wolle damit einem Polizisten eins vor die Rübe geben. Ich schlug vor, das Gerät zur Polizei zu bringen, und bot auch an, es selbst zu tun. Er bat aber, es nicht zu tun, um ihn und den Jugendlichen vor Verhaftung zu schützen. So behielt ich es. Drei Tage später stand früh die Kriminalpolizei vor der Tür und nahm mich mit zur „Befragung“. Siglinde atmete erleichtert auf, als ich gegen 15 Uhr heimkehrte. Es ging um unerlaubten Waffenbesitz und Behinderung der Strafverfolgung, und ich kam in dem Verhör arg ins Schwitzen. Aber es folgte keine Anklage, man war sehr vorsichtig, Pfarrer zu verhaften. Auch Christoph Wonneberger ist nie verhaftet worden.

Leider musste ich aus meiner Stasiakte erfahren, dass mich Peter Hoffmann bespitzelt hat. Ich hatte immer damit gerechnet, dass er über mich befragt wird (er musste sich regelmäßig bei der Polizei melden). Aber dass er sich aktiv als Spitzel betätigt hat, hat mich doch erschüttert. Ich habe ihn eingeladen, zu erzählen, wie es dazu gekommen ist und sich zu entschuldigen, aber dazu ist er (wie viele andere IM) zu feige.

Die Sensation: Reisen nach Frankreich

Seit Beginn der 80er Jahre bemühte sich die DDR verstärkt um internationale Anerkennung. Deshalb wurden auch kirchliche Kontakte ins westliche Ausland erlaubt. Zunächst kamen von dort größere Gruppen zu den Kirchentagen. Aufgrund meiner bescheidenen Französisch-Kenntnisse betreute ich eine Gruppe Franzosen beim Kirchentag in Leipzig und unternahm anschließend mit ihnen Exkursionen nach Wittenberg, Dresden und ins Erzgebirge. Dies war wohl der Grund, weshalb mich die Landeskirche für die Arbeitsgruppe „Begegnung von Christen aus Frankreich und der DDR“ nominierte. Eine Dienstreise nach Frankreich – das war eine Sensation! Intensiv bereitete ich mich vor, und auch ein Gemeindeabend mit Berichten war für die Zeit danach angesetzt. Aber einen Tag vor der Reise kam der Anruf aus Berlin: Für zwei Pfarrer war das Visum verweigert worden. Die Kirchenleitung reichte im nächsten Jahr die Anträge für die abgelehnten Pfarrer wieder ein. Und zur großen Überraschung gab es dieses Mal die Visa.

Von 1981 bis 1987 war ich Mitglied dieser Gruppe, die sich jedes Jahr einmal in der DDR und einmal in Frankreich für eine Woche traf. Die Tagungsorte wechselten, so dass man einen breiten Einblick in das kirchliche Leben des Landes bekam. Wir waren in Paris, Reims, Straßburg, Marseille, La Rochelle, Montbeliard und weiteren Orten. Fünf Beratungstage wurden eingerahmt von Gottesdiensten am Sonntag und Besuchen bei Gemeindegliedern am Wochenende. Wir waren Gast in einem Diakonissenhaus, besuchten auch Mönche und katholische Priester und lernten soziale Projekte kennen. Ich predigte in einem katholischen Gottesdienst, hielt einen Jugendabend und nahm am Deutschunterricht in einer konfessionellen Schule teil. Teilweise waren die evangelischen Gemeinden klein und arm, so dass wir in Leipzig viel größere Möglichkeiten hatten. Mir war klar, dass die Entfremdung vom Glauben nicht in erster Linie durch den ideologischen Druck in der DDR kam, sondern europaweit ein Problem der Kirchen war. In unseren Gesprächen ging es vorrangig darum, wie wir dieser „Säkularisierung“ begegnen. Oft hatten die Franzosen extreme Vorstellungen über Christenverfolgung in der DDR („Wie viele Pfarrer sind bei euch im Gefängnis?“). Da musste ich unseren Staat verteidigen und differenziert schildern, wie unsere alltägliche Situation war und wo die Konflikte entstanden.

Nach sechs Jahren endete meine Zeit in dieser Gruppe, bald darauf ging ich nach Meerane, und wenig später gab es die DDR nicht mehr. Wir konnten als Familie Urlaub in Frankreich machen, weil jeder frei reisen konnte. Nach und nach verloren sich auch die Kontakte zu den wertvollen Menschen der Arbeitsgruppe. Geblieben ist die Freundschaft zu der Pariser Deutschlehrerin Catherine Talandier.

Neubaugebiete in Leipzig – kirchliches Neuland

Die Häuser in Leipzig, verfielen mehr und mehr. Immer häufiger standen Häuser leer, weil sie nicht mehr bewohnbar waren. Gleichzeitig herrschte Wohnungsnot. Der Staat verfolgte das Ziel, für alle Bürger eine moderne Wohnung bereitzustellen, indem er riesige Neubaugebiet mit Plattenbauten am Rand der Städte errichten ließ. In Leipzig-Grünau entstand während meiner Zeit ein Wohngebiet für 100 000 Personen. Pfarrer Fritzsche hatte die Aufgabe, in diesem „Wohnghetto“, in dem die Infrastruktur kaum ausgebildet und Bäume eine Rarität waren, eine evangelische Gemeinde aufzubauen. Er ging von Tür zu Tür, versammelte Gemeindeglieder in angrenzenden Kirchen und Gemeindehäusern und konnte in mühsamer Kleinarbeit mit seinen Mitarbeitern die Paulusgemeinde gründen. Schließlich wurde im Rahmen eines vom Westen finanzierten Neubauprogramms eine Kirche gebaut.

Ich war von der Arbeit von Pfarrer Fritzsche fasziniert, und als in Sellerhausen ein kleines Neubaugebiet entstand, bat ich ihn um Beratung. Wir gründeten einen Besuchsdienst, der jeden Zugezogenen begrüßte, den Gemeindebrief anbot und zu Willkommensveranstaltungen einlud. Dabei wurde uns schmerzhaft bewusst, wie klein die Zahl der Christen war, wie viel

Gleichgültigkeit uns begegnete und wie auch die zugezogenen Christen lieber Kontakt zu ihrer alten Gemeinde behalten wollten als sich in der neuen Wohngemeinde einleben. Als unsere Besucher sich über ihre Erfahrungen austauschten, gab es viel Enttäuschung, aber auch berührende Berichte von interessanten Gesprächen und Begegnungen.

Nach Abschluss der Bauarbeiten in Sellerhausen wurde ein großes Neubaugebiet in Paunsdorf begonnen. Zusammen mit Pfarrer Fritzsche warb ich Ehrenamtliche, die die Gemeinde Paunsdorf bei der großen Aufgabe unterstützen wollten, sich für die Zugezogenen zu öffnen, sie zu besuchen und geeignete Formen der Gemeindegemeinschaft zu finden. Mir kam sogar der Gedanke, mich auf die freiwerdende Pfarrstelle zu bewerben. Aber es kam ganz anders.

Der Abschied

In Sachsen galt die Regel (die immer wieder umgangen wurde), dass Pfarrer nach ca. zehn Jahren die Stelle wechseln sollten. Als diese Zeit für mich um war, dachte auch ich über einen Wechsel nach. Zweierlei bewegte mich dabei: Die lukrative Personalsituation in Emmaus (drei Pfarrer und lauter überdurchschnittliche Mitarbeiter) im Vergleich zu schwierigen Verhältnissen in vielen anderen Gemeinden. Sollte ich nicht dorthin gehen, wo Not war? Und das Gefühl, dass die wesentliche Arbeit getan war, dass die Gemeindegemeinschaft nun auch ohne mich in guter Weise weitergehen würde. Hinzu kam der heimliche Wunsch, für den Rest meiner Dienstzeit noch einmal etwas anderes zu machen, als eine traditionelle Gemeinde zu betreuen. Eine Option war der oben erwähnte Aufbau einer neuen Gemeinde. Eine andere ein Lehramt in einer kirchlichen Ausbildungsstätte oder auch ein spezieller Seelsorge-Auftrag. Eine Berufung zum Superintendenten hatte ich Jahre zuvor abgelehnt. Aber prinzipiell wollte ich mir keine Stelle selbst suchen, sondern mir eine vom Bischof zuweisen lassen.

Diese Zuweisung erfolgte dann in die Martinsgemeinde Meerane, eine der größten Gemeinden in Sachsen mit sehr vielen Mitarbeitern, Gebäuden, Einrichtungen und Gruppierungen. Das war gar nicht nach meinem Geschmack. Aber die Not war groß, die Stelle lange vakant, und der Bischof sagte: Wir brauchen Sie nirgends nötiger als in Meerane.

So galt es Abschied zu nehmen, und das wurde schwer. Aber ich konnte alles in gute Hände übergeben. Sogar die Partnerschaft mit den Neinstedtern führte Martin Kunze in vollem Umfang weiter. Von den Kindern blieben Martin und Ingrid in der großen Pfarrwohnung zurück, bis nach einiger Zeit wieder eine Pfarrfamilie dort einzog. Die Leitung des Posaunenchores übernahm Martin und behielt sie über zwei Jahrzehnte.

Beim Abschiedsgottesdienst predigte ich über die Kirchenfenster im Altarraum, die mit Weihnachten, Ostern und Pfingsten die Fülle des christlichen Glaubens darstellen. Die Emmauskirche hatte ich sehr lieb gewonnen. Natürlich flossen beim Abschied Tränen. Am heftigsten weinte die Konfirmandin Anett. Dieses leicht geistig behinderte Mädchen hatte ich in die Kirche „aufgenommen“, jeden Sonntag kam sie allein in den Gottesdienst. Später schrieb sie mir nach Meerane Briefe mit roten Herzen auf dem Umschlag, mit Zeichnungen von der Kirche, Schilderung von Gottesdiensten, Predigten und Gebeten. Begeistert berichtete sie, wie Pfarrer Kunze sie getauft hat. Später verlor sich ihre Spur. Aber mit vielen anderen Gemeindegliedern ist die Verbindung bis heute lebendig. Gern würde ich ausführlicher über die „Heiligen von Sellerhausen“ schreiben, vielleicht schaffe ich es noch.

*Dieses Chanson entstand in der Sellerhäuser Zeit während einer Freizeit für Körperbehinderte.
Ich sang es zur Gitarre. Es ist in gewisser Weise mein persönliches Glaubensbekenntnis.*

Die hoffnungslosen Fälle

Der Fritz hat schon zum dritten Mal in Englisch 'ne Fünf geschrieben,
obwohl er schon im vorigen Jahr nicht versetzt, sondern sitzen geblieben.
Der Lehrer sagt mit finstern Blick - das Heft liegt vor ihm offen -:
Bei dir ist Hopfen und Malz verlorn, für dich ist nichts zu hoffen.

Refrain: Das hätte Jesus nie gesagt.
Er hält die Türe offen.
Er bietet jedem eine Chance,
und alle lässt er hoffen.

Mein Nachbar hält's mit dem Alkohol, und der Alkohol hält ihn.
Und jeden Abend nach dem Dienst zieht es ihn in die Kneipe hin.
Heut ist sein erster Urlaubstag, da ist er schon mittags besoffen.
Bei dem ist Hopfen und Malz verlorn, für den ist nichts zu hoffen.
Refrain

Wegen guter Führung vor Ablauf der Zeit kam er kürzlich aus dem Knast.
Er sagte: Das hängt dir ewig an, wenn du einmal gesessen hast.
Verbittert sagte er, als ich ihn vor dem Arbeitsamt getroffen:
Bei mir ist Hopfen und Malz verlorn, für mich ist nichts zu hoffen.
Refrain

Mein Freund ist verunglückt, jetzt ist er gelähmt, trägt tapfer sein Geschick.
Doch schwer erträgt er die dummen Sprüche und den mitleidigen Blick.
Wenn mir das passiert, dann nehm ich den Strick, sagte einer, der nicht
betroffen:
Bei dem ist Hopfen und Malz verlorn, für den ist nichts zu hoffen.
Refrain

Mit meinen Kollegen am Mittagstisch red ich über alles und jeden.
Jedoch über Glauben und Kirche und Gott, da lassen sie nicht mit sich reden.
Das sind Atheisten durch und durch, die ändern sich nicht, ich sags offen:
Bei denen ist Hopfen und Malz verlorn, für die ist nichts zu hoffen.

Refrain: Das hätte Jesus nie gesagt.
Er hält die Türe offen.
Er bietet jedem eine Chance,
und alle lässt er hoffen.

